

»Diese ganzen Gender-Sachen waren irgendwie aufgelöst.«

Danielle de Picciotto im Gespräch

*Danielle de Picciotto ist interdisziplinäre Künstlerin. Geboren in Tacoma und aufgewachsen in den USA und in Westdeutschland kam sie 1987 nach Berlin. Mit ihrer exzentrischen Mode versorgte sie Freund*innen und Bekannte, verdiente sich ihren Lebensunterhalt – und prägte die opulente Seite des Techno-Kleidungsstils. Später löste sie sich von der Mode und wandte sich stärker anderen Kunstformen zu, insbesondere der Musik – zunächst bei den Space Cowboys, dann bei hackedepicciotto. Gemeinsam mit Dr. Motte begründete sie 1989 die Love Parade. Nach ihrem Buch The Beauty of Transgression: A Berlin Memoir (2011) ist kürzlich ihre Graphic Novel Die heitere Kunst der Rebellion (2020) erschienen.*

Im Dezember 2020 hat Heinz-Jürgen Voß mit Danielle de Picciotto gesprochen.

Du bist in Tacoma geboren und warst zeitweise in New York. Wie bist du aufgewachsen und wie spielten dort Fragen rund um Geschlecht und Sexualität eine Rolle?

Ja, ich bin in Tacoma geboren. Mein Vater war in der amerikanischen Armee, das heißt, dass wir jedes Jahr umgezogen sind. Bis wir in New York gelandet sind. Zwischendurch, etwa im Alter von 14 bis 18 Jahren, bin ich mit meiner Mutter in Deutschland – in Stuttgart – gewesen, während mein Vater schon nach New York gezogen ist. Er war, glaube ich, so ab 1975 da – und ich bin 80 wieder hingezogen, um zu studieren. 1986 bin ich dann wegen eines Angebots der Werbeagentur *Meiré und Meiré*, bei ihnen als Kostümdesignerin zu arbeiten, nach Köln gezogen. Ich hatte in New York Mode und Design studiert, und davor noch Kunst, und nebenher Musik. 1987 kam ich dann nach Berlin. Eigentlich wollte ich es nur sehen, bevor ich wieder nach New York gehe, bin dann aber in Berlin hängengeblieben, weil ich es so super fand!

Was war an Berlin so super – und vielleicht auch anders zu Köln?

Köln war sehr toll, aber es war sehr klein. Ich habe mich schnell eingengt gefühlt. Berlin war hingegen der direkte Gegenpol zu New York, weil es

einerseits vergleichsweise groß war, wenn auch noch kleiner, wegen der Mauer, und das Kunst- und Kulturgefühl ähnlich wie in New York war. Nur war Berlin nicht gefährlich und nicht teuer. Das war der ausschlaggebende Punkt. Ich als Frau musste in Berlin keine Angst haben, sondern konnte zu jeder Tages- und Nachtzeit rumlaufen, um was zu machen. Im Gegensatz zu New York. Das war auch schon ein Grund, warum ich nach Köln gegangen war: Natürlich hatte ich ein Jobangebot, aber ich bin auch nach Köln gegangen, weil ich die stetige Angst in New York nicht mehr ertragen konnte. Ganz New York war damals super gefährlich – ich habe in Queens bei meinem Vater gewohnt und war teilweise bei einer Freundin in Manhattan. Das war alles damals unfassbar gefährlich. Man musste bestimmte Straßen meiden, war ständig auf der Hut, wurde andauernd überfallen. Ich hatte Glück, dass mir nichts Schlimmeres passiert ist. Einige Lehrer*innen, Mitschüler*innen, Mitstudenten*innen sind erschossen worden. Also 84, 85, 86 waren in New York eine richtige Hardcore-Zeit.

In Berlin hattest du dann das Gefühl von Sicherheit? Was hat dich noch angezogen?

Genau. In Berlin musste ich als Frau keine Angst haben. Also ich musste insgesamt keine Angst haben, aber auch nicht als Frau. Was ich an Berlin auch besonders fand, war ein bestimmter Frauentypus. Es waren ohnehin alle bi. Das heißt, es war eher hip als Frau taff zu sein, also nicht dieses typische weibliche Verhalten zu zeigen. »Zickenkrieg« war verpönt. Man hat sich gegenseitig unterstützt und hat eher schwarze Lederjacken angezogen als irgendwelche Rüschemäntel. Und auch die Männer: Auch die haben sich geschminkt und Röcke getragen. Diese ganzen Gender-Sachen waren irgendwie aufgelöst. Das fand ich toll! Auch dass es zwischen den Frauen einen so starken Zusammenhalt gab. Und der Feminismus war, anders als in New York, nicht gegen Männer, sondern etwas sehr Stolz: Ich bin genauso gut, kann mich männlich geben, aber auch weiblich sein.

Außerdem war Berlin eine Stadt, in der man als interdisziplinärer Künstler*innen akzeptiert wurde. Interdisziplinarität war in der Kunst damals nicht gut angesehen. Es wurde immer gesagt, man müsse sich auf eine Sache konzentrieren. Und ich war schon immer interdisziplinär: Ich habe schon immer Musik gemacht, Kunst gemacht, mich mit Sprache beschäftigt. Damals auch noch mit Mode – die mache ich ja inzwischen nicht mehr. Und ich wollte davon nichts aufgeben. Und das war eigentlich in Berlin gang und gäbe: Eigentlich alle haben ihre eigenen Klamotten

genährt, alle haben Musik gemacht, alle haben geschrieben und alle haben gemalt.

Warst du in einer bestimmten Szene unterwegs, oder würdest du das insgesamt als Lebensgefühl für Berlin beschreiben?

Ich glaube, es war ein Lebensgefühl in der Kunst-, Kulturszene. Berlin war ja der Ort für alle, die exzentrisch waren oder die sich von der Politik des übrigen Deutschlands absetzen wollten. Es war ein Sammelsurium von allen möglichen exzentrischen Charakteren, die so eine Inselsituation und eine so karge Stadt gut fanden. Berlin war relativ arm und abgeschieden. Von daher gab es keine Luxusgüter und zum Beispiel nicht die Möglichkeit, irgendwelchen Luxus zu shoppen. Es gab so Basissachen: Essen, Möbel, ein paar Klamottenläden, aber es wurde wahnsinnig viel selber gemacht. Den Leuten, die nach Berlin gegangen sind – Künstler*innen, aber auch Leuten, die nicht zur Bundeswehr wollten – ging es um Alternativen. Echte Berliner*innen gab es in der Kulturszene natürlich auch, aber sehr viele waren doch zugezogen. Und die waren eben aus solchen Gründen da. Es ist aber nicht jeder nach Berlin gezogen: Berlin war auch beängstigend und bedrückend. Man musste schon ein bestimmter »Menschenschlag« sein, um das zu wollen. Und man war dann im restlichen Deutschland dafür bekannt: Wir waren die Freaks. Alle in der Kulturszene – Performance, Darstellende Kunst, Autor*innen, egal – waren so, meiner Meinung nach.

Und was war an Berlin beängstigend?

Man war in der Mitte vom Kalten Krieg. Es gab die Mauer, die einen umschlossen hat. Man war die ganze Zeit mit dieser Situation konfrontiert, man hat also den Kalten Krieg die ganze Zeit nah erlebt. Das fand ich auch gut, weil man nicht nur in Zeitungen über Politik las, sondern sie tatsächlich erlebt hat. Die Mauer umringte einen. Das war mir lieber als eine unsichtbare Gefahr, aber für viele Leute war das eine Bedrohung. Man musste stets diese ganzen Grenzpatrouillen passieren, wenn man rein oder raus wollte. In den 80ern war in Berlin auf jeden Fall keine heitere Atmosphäre. Es war noch ein extremes Nachkriegsgefühl da. Ich fand es überraschend, dass sich auch eine ganze Reihe von Leuten in meinem Alter für den Krieg entschuldigt haben. Also man hat die Nachkriegssituation sehr gespürt, auch durch die Aufteilung in die verschiedenen Zonen und natürlich Ostberlin.

Welche Grenzpatrouillen meinst du?

Alle. Wenn man in Berlin rumgelaufen ist, kam man unweigerlich an irgendwelche Grenzstationen. Richtung Osten: Ich habe in Kreuzberg gewohnt – da war Checkpoint Charlie. Da durften nur die Internationalen rüber, als Berliner*in durfte man da gar nicht rüber. Und auch wenn man von Westdeutschland kam oder dorthin wollte, war man ständig mit Grenzpatrouillen konfrontiert. Es war nicht möglich, sich davon frei zu machen.

Wenn ich mit dem Zug nach Köln fahren wollte, wurde ich erst mal von den Westdeutschen kontrolliert, dann wurde alles von den ostdeutschen Grenzern genau untersucht. Man musste genau dort sitzen, wo man sitzen sollte. Es hat meistens eine ganze Stunde gedauert, bis der Zug weiterfahren durfte. Dann ist man über viele »tote Bahnhöfe« gefahren, die nicht in Gebrauch waren, aber wo immer schwer bewaffnete Grenzpatrouillen waren. Meistens bin ich auch nachts gefahren. Das war dann besonders unheimlich. Ich kam mir immer vor wie in so einem Zweiter-Weltkrieg-Film. Und wenn man mit dem Auto gefahren ist, wurde man auch zweimal komplett untersucht. Es wurden die Bücher durchgeblättert und die Kassetten angehört. Und wenn man etwas gelesen oder gehört hat, was die ostdeutschen Grenzer nicht ok fanden, dann wurde das beschlagnahmt. Die waren immer extrem unfreundlich – also da war niemals ein Lächeln, sondern die haben einen behandelt wie einen Feind.

In Ostberlin war ich häufiger. Ich hatte eine Freundin, die sich da ziemlich gut auskannte – es war auch eine Amerikanerin –, und die hat mich Ostberliner Künstler*innen vorgestellt. Daher bin ich dann oft rüber, entweder über Checkpoint Charlie oder über den Tränenpalast – Friedrichstraße. Da wurde man auch ziemlich untersucht. Aber nicht so extrem, als Amerikanerin, wie wenn man nach aus Westdeutschland über Ostdeutschland nach Berlin fuhr. Ich habe dann ab und zu Kleinigkeiten wie Nähgarn für meine Freund*innen nach Ostberlin mitgebracht – da waren die an der Grenze nicht so streng. Die Behandlung am Checkpoint Charlie und am Tränenpalast war gleich, gleich unfreundlich.

Lass uns von den Grenzübertritten nach Westberlin gehen. Wo hast du da gelebt und wie war die Umgebung?

Ich habe erst in der Ritterstraße und dann in der Lindenstraße, die später in Axel-Springer-Straße umbenannt wurde, gewohnt. Da dann praktisch direkt an der Mauer, da die Straße direkt an der Mauer endete.

In der Ritterstraße lebte ich in einer WG mit fünf Mitbewohner*innen in einem großen Loft. Das war 500 Quadratmeter groß und extrem billig – ich habe 30 Mark im Monat bezahlt. Es war damals üblich, dass es so preiswert ist. Und die ganze Gegend fand ich toll! Es war eher eine türkische Gegend – also Kreuzberg. Da gab es viele Cafés, Bäckereien, die größtenteils türkisch waren, den Türkenmarkt, aber zum Beispiel auch Künstlercafés, wie die *O-Bar* oder der *Bierhimmel*. Das war ein schwules Café, wo auch der Kuchen selbst gebacken wurde. Es war also eine sehr künstlerische Gegend.

In die Lindenstraße bin ich zusammen mit meinem ersten Freund in Berlin gezogen. Die war sehr abgeschieden. Es war eine Straße, die zur Mauer führte, und da war praktisch gar nichts. Da gab es nur einen Supermarkt um die Ecke, das war alles. Das war ein bisschen nervig. Wenn ich da was brauchte, musste ich zum Halleschen Tor oder direkt nach Kreuzberg rein.

Warum seid ihr dann gerade dorthin gezogen?

Na, es war ja damals nicht einfach, eine Wohnung zu finden. Die Wohnungen waren zwar alle billig, aber durch die ganze Mauersituation, mit dem entsprechend begrenzten Wohnungsangebot, war es dennoch schwierig. Man musste um sechs Uhr morgens anfangen zu suchen, und für die Besichtigungen gab es ewige Schlangen. Die Wohnung in der Lindenstraße haben wir einfach gefunden. Wir wollten zusammenziehen, und das war die einzige Wohnung, die wir gefunden haben.

Und wie kann ich mir die Mauersituation vorstellen?

Die Mauer war direkt an unserer Haustür, vielleicht zwei Meter entfernt. Und wir waren im dritten Stock und haben nach Ostberlin geschaut. Das war eine Ecke, wo der Bereich zwischen den zwei Mauerteilen sehr breit war – und direkt in der Höhe unseres Fensters war ein Wachturm. Von unserer Küche und von unserem Badezimmer aus konnte ich beobachten, wie die Grenzer patrouillierten. Vom Wachturm aus konnten die bei uns reingucken. Normalerweise hätten wir keine Vorhänge hinhängen müssen, aber wir haben sie aufgehängt, weil die Grenzer andauernd bei uns ins Fenster gesehen haben. Und wir konnten auch rüberschauen: Da war ein Kindergarten und ich konnte die Kinder spielen hören. Das war quasi das Erste, was ich jeden Tag gesehen bzw. gehört habe.

Und wie wirkte sich das auf dein Berlinbild aus: Hast du Berlin eher als Teile wahrgenommen oder Westberlin als Ganzes?

Beides. Ich war extrem viel unterwegs und kannte mich in Westberlin sehr gut aus. Die Kulturszene kannte sich, weil es eine begrenzte Anzahl von Orten gab, wo man hingehen konnte. Dadurch gab es auch das Gefühl von Zusammenhalt, von einer Community als Ganzes. Gleichzeitig war man sich immer bewusst, dass es eine geteilte Stadt ist, weil man die ganze Zeit damit konfrontiert war.

Du hast nun gerade in Kreuzberg gewohnt, das – weil migrantisch – häufiger als unsicher zugeschrieben wird. Gleichzeitig hast du Berlin als sicher beschrieben. Hast du es als unsicher erlebt?

Gar nicht. Ich fand es eher gemütlich. Ich bin immer in die türkischen Bäckereien oder bei den Gemüsehändlern einkaufen gegangen und es war einfach ein Teil meines Lebens. Praktisch alle kleinen Läden, in die ich gegangen bin, waren türkisch. Das war alles selbstverständlich für mich, und gar nicht bedrohlich.

Und waren geschminkte Männer, wie du sie vorhin beschrieben hast, dort ein besonderer Blickfang?

Nein. Ich hatte eher das Gefühl, dass es selbstverständlich war. Ich hatte viele Freunde, die schwul, trans oder lesbisch waren. Und da hat sich jede*r so angezogen, wie er wollte. Das war eine viel größere Selbstverständlichkeit als heute. Wir waren auch alle exzentrisch angezogen. Ich hatte Freund*innen, die haben Rokoko-Perücken getragen, sich weiß geschminkt – und auch kitschig angezogen. Das war sowieso damals populär – zum Beispiel Ballröcke. Die ganze Schwulenszene war viel kitschiger angezogen als heutzutage. Die Lesben nicht unbedingt, die Schwulen schon eher, die Transen sowieso. Das war irgendwie normal.

Damals, so 87 bis 89, habe ich noch Mode gemacht, dabei aber auch Kunst und seit 88 Musik. Von Anfang an habe ich in unterschiedlichen Clubs gearbeitet. Dadurch, dass ich Mode gemacht habe, hatte ich gerade mit Leuten zu tun, die sich besonders opulent anziehen. Sie waren immer, egal wo wir waren, exzentrisch angezogen. Und ich glaube nicht, dass ich, allein mit jemandem oder in der Gruppe, irgendwann mal mitbekommen habe, dass jemand deswegen angemacht wurde.

Ich selber bin auch so exzentrisch gegangen. Ich war perückenabhängig. Ich habe immer Perücken getragen und ziemlich exzentrische Kleider ge-

macht. Damals kam ja die Umweltbewegung auf und hatten alle Angst vor dem sauren Regen. Und da hatte ich mir für meine Mode überlegt: Wenn man solche Auseinandersetzungen zu Fragen der Umwelt hat, dann muss man sich auch danach richten und andere Materialien benutzen. Ich habe viel aus Lack, Leder und Plastikstücken genäht und hatte oft solche Sachen an wie kurzgerüschte Röcke und Ledermieder, immer hohe Schuhe, wie Lackstiefel. Ich hatte immer einen Beehive, also hochgesteckte Haare, war extrem stark geschminkt, sehr weiß, hatte rote Lippen. So waren aber einige Leute, mit denen ich unterwegs war. Von den Frauen war ich wohl eine der exzentrischsten, glaube ich. So war ich immer angezogen, eine Jeans habe ich nicht besessen. Ich habe auch überhaupt nichts Gekauftes gehabt, ich habe alles selber genäht, was ich angezogen habe. Ich habe quasi meine eigenen Kreationen getragen.

Hast du auch für Freunde und Freundinnen Kreationen gemacht? Und wo hast du die Einfälle hergenommen?

Ich habe damit mein Geld verdient und habe mich darauf spezialisiert, Sachen für Leute zu machen, die auftretende Künstler*innen sind. Nicht unbedingt für die Bühne, sondern eher für den Alltag. Zum Beispiel habe ich für DJs applizierte Jacken gemacht, wo ich die Jacken selber genäht und mit aufwändigen Applikationen versehen habe. Und ich habe für Künstler*innen Sachen gemacht, die abends ausgehen und auffallen wollten. Ich war diejenige, die gefragt wurde, wenn man zu einer Eröffnung musste oder eine Gala hatte. Für ein paar Künstler habe ich auch die Bühnensachen gefertigt. Ich war zum Beispiel mit einer Schlangenfrau befreundet und für die habe ich Bühnenstücke genäht.



Abb. 1: Bei einer der Modenschauen Danielle de Picciottos.



Abb. 2: Nach einem Auftritt: Danielle de Picciotto sitzend, neben ihr steht Gudrun Gut.



Abb. 3: Danielle de Picciotto bei einem Auftritt der Space Cowboys.



Abb. 4: Street wear Danielle de Picciotto, gemodelt von einer ihrer Freundinnen und Motte.



Abb. 5: Plakat für die erste Love Parade.



Abb. 6: *Die heitere Kunst der Rebellion*, Graphic Novel von Danielle de Picciotto (Berlin: Verlag Walde und Graf, 2020).

Wenn alle exzentrisch sind – wo nimmt man die Einfälle her?

Also meine Mode war schon sehr exzentrisch. Da ist man schon sehr hervorgestochen. Ich habe zum Beispiel Bauschaum-Hüte gemacht und Ballkleider, die mit Rosen besetzt waren. Die waren sehr exzentrisch.

Und haben sich auch die Heteros in deiner Umgebung so gegeben?

Es war total hip, bi zu sein. Geschminkt haben sich eigentlich die meisten – die Frauen sowieso. Es war angesagt, sich total weiß zu schminken, rote Lippen, schwarzer Kajal, düpierte Haare. Und die Männer auch – nicht unbedingt rote Lippen, aber weiß schminken, schwarzer Kajal und düpierte Haare. Manche trugen Röcke. Die haben einfach damit gespielt. Es wurde mit allen Sachen gespielt. Das war ja so das Berliner Ding, alles infrage zu stellen. Und deswegen wurde auch mit den ganzen Sachen experimentiert. Das fand ich super! Auch im allgemeinen Umgang. Es gab Affären – Frauen und Frauen, Männer und Männer. Es war alles in jeglicher Hinsicht offen. Macho zu sein war dagegen verpönt, ebenso die typischen Frauenstereotype. Es war total uncool, so zu sein.

Und was waren die angesagten Clubs, die dir wichtig waren?

Ich habe da eigentlich immer gearbeitet. Also ich habe in der *Turbine* (*Turbine Rosenheim*) gearbeitet. Das war ein Club, der vier Gesellschaftern gehörte und unter anderem auch meinem damaligen Freund, Motte¹. Da waren dann noch drei andere, zwei davon waren hetero und einer war schwul. Dadurch war es ein sehr gemischtes Publikum, was ich gut fand. Weil ich war zwar hetero, habe mich aber immer in schwulen Clubs und bei trans Veranstaltungen extrem wohlgefühlt. Die habe ich am ehesten aufgesucht. Das *Kumpelnest* zum Beispiel. Da habe ich nicht gearbeitet, bin ich aber sehr oft gewesen. Explizite Frauenorte gab es auch. Es gab zum Beispiel Lena Braun, die das *Boudoir* gemacht hat. Mit Freundinnen hat sie dort einen ziemlich tollen lesbischen Salon veranstaltet. Davon gab es mehrere. Und dann gab es solche Sachen, wie das *Angry Women Festival*, das war das erste, was ich mit Gudrun Gut zusammen gemacht habe. Es gab viele solcher Veranstaltungen – sowohl Ausstellungen als auch Festivals, wo ausschließlich Künstlerinnen aufgetreten sind. Gudrun Gut hat da extrem viel gemacht.

1 Dr. Motte (Matthias Roeingh), Musiker und DJ. Informationen: <https://www.drmotte.de> (28.01.2021).

Selbst hast du in den Clubs an der Bar gearbeitet? Und ist die Arbeit dort ein Grund dafür, dass du dann von der Mode weg bist?

Ich habe in den Clubs an der Bar und an der Tür gearbeitet – meistens an der Kasse. Und Mode hat mich irgendwann gelangweilt. Endgültig aufgehört habe ich mit ihr ungefähr 1990. Meine Mode entwickelte sich immer mehr davon weg, dass eine Tasche so und so groß sein muss. Sowas hat mich gelangweilt. Daher wurden meine Kleider immer untragbarer. Am Ende habe ich nur noch Gipskostüme gemacht. Die konnte man nicht wirklich anziehen. Meine Mode entwickelte sich immer mehr in Richtung Skulptur. Und ich dachte, eigentlich interessiert mich das – also Kunst – viel mehr.

Mit Mode hatte ich begonnen, weil wir sehr arm waren. Meine Großmutter war Schneiderin und sie hatte mir ziemlich früh gezeigt, wie man näht. Wir waren sehr arm, und da habe ich mir einfach die Sachen genäht, die ich tragen wollte. So bin ich überhaupt zur Mode gekommen. Aber eigentlich habe ich von klein an immer Musik gemacht, geschrieben und gemalt. Und es entwickelte sich dahin, dass ich festgestellt habe: Das ist Quatsch, ich bin keine Designerin, ich bin Künstlerin. Und ich habe dann zufälligerweise die Einladung bekommen, in einer Band zu singen – bei den Space Cowboys. Das war 89/90 – und da habe ich sofort gemerkt, das ist das, was viel besser passt. Da war ich dann bis 95 aktiv.

Du hast dich ja eingangs als interdisziplinäre Künstlerin eingeordnet. Hast du die anderen Genres weiterverfolgt oder hast du dich dann auf Musik verlegt?

Anfangs habe ich noch die Sachen für die Band genäht – Jacken mit dem Bandnamen. Und ich habe vor den Konzerten Modenschauen mit meinen Sachen gemacht. 89/90 habe ich angefangen, Streetwear zu fertigen – gerade weil ich im Hiphop-Bereich war. Da hatte ich eher Lust, Sachen zu machen, die praktisch sind. Sweatshirts, aber immer noch bunt, mit goldenen Applikationen und Blumen. Dadurch habe ich auch bei der Love Parade, als ich die gemacht habe, mit dieser Techno-Mode, mit diesen ganzen Blumen und so, angefangen. Das waren Klamotten, die praktisch waren, aber immer noch total exzentrisch. 92 habe ich komplett damit aufgehört, also mit Mode. Und habe nur noch Musik gemacht. Auch Literatur war mir wichtig – gerade die Sprache. Ich habe schon als Kind Texte geschrieben, mein Traumberuf war Schriftstellerin. Und auch für die Musik habe ich dann die Texte gemacht. Musik und Sprache waren mir wichtig, und auch Malen und Zeichnen.

Du hast schon kurz die Love Parade angesprochen. Was war der Hintergrund, dass du bzw. ihr sie gegründet habt – was hat dir und euch gefehlt?

Es gibt mehrere Gründe. Erstens, weil Motte und ich damals Paraden sehr mochten. Einerseits, weil wir sehr gern getanzt haben und andererseits wegen der ganzen Kostüme. Die Paraden in Rio de Janeiro und die in Nordamerika, wo ich ja aufgewachsen bin, fanden wir gut. Da gibt es ja diese ganzen Paraden-traditionen wie zum Saint Patrick's Day. Und das hat mir immer Spaß gemacht. Diese Kostümierung, zusammen mit Musik und Bewegung. Und Motte auch. Und es gab in Berlin ja den Christopher Street Day – der war aber nicht großartig mit Musik verbunden, so wie ich mich erinnere. Dazu kam, dass diese neue Musik aufkam und dass wir in der *Turbine* angefangen hatten, Partys zu machen für Acid Jazz und Techno. Das hatten wir aus England mitbekommen und haben dann damit angefangen. Und die ersten Technoclubs waren eben alle dreckig und im Keller. Und Motte kam dann irgendwann nach Hause und meinte: »Anstatt nach Rio de Janeiro zu fahren, lass uns doch einfach selber eine Parade mit unserer neuen Musik organisieren?« Ich war sofort begeistert. Wir haben überlegt, wie wir sie umsetzen könnten und kamen dann auf den Gedanken, dass es eine Demonstration sein sollte. Wir wollten in die Kalte-Kriegs-Atmosphäre hinein deutlich machen: Es hat eine neue Ära angefangen und wir plädieren dafür, dass wir Freude am Leben haben wollen. Und weil Musik nicht von Mauern aufgehalten werden kann, war es für uns ein politischer Akt. Dann haben wir die Love Parade als Demonstration angemeldet. Wir haben praktisch für etwas plädiert: Für die Freude, für die Musik, für Freiheit.

Damit eher als politische Demonstration – oder als Feier?

Wir dachten ursprünglich nicht daran, es mehrmals zu machen. Wir sagten uns einfach, wir machen das jetzt. In Berlin war alles zwangsweise ein politischer Akt – in einer Stadt, die die Kalte-Kriegs-Atmosphäre geatmet hat. Motte und ich waren beide sehr positiv und sehr idealistisch und haben das schon politisch gemeint. Dass das später eher eine Feier wurde und der hedonistische Gedanke so zentral wurde, dass war für die erste Love Parade nicht der Gedanke. Sie war freudig – wir haben für etwas demonstriert. Das ist nochmal etwas anderes, als wenn man gegen etwas demonstriert.

1989 waren es anfangs, als wir losgelaufen sind, so 50 Leute, am Ende dann 150. Es kamen immer mehr dazu. Am Olivaer Platz haben wir eine Pause gemacht, und es haben alle getanzt. Und da ist der Funke übersprungen und ist die Magie passiert. Ab dem Moment wollten alle, die da

waren, mitmachen. Weil alle sagten, wir wollen dabei sein, gab es dann auch die zweite.

1990 war es dann sehr politisch. Da ist die Mauer gefallen und es konnten zum ersten Mal West und Ost zusammen tanzen. Das war sehr belegend. Die Wiedervereinigung passierte ohnehin am schnellsten in den Clubs. Im *Tresor* und anderswo haben schon Ostberliner*innen gearbeitet. Gerade Techno war verbindend, weil keine Hierarchie darin ist und alle gleich sind. Damit konnten sich auch Ostdeutsche gut damit identifizieren. Diese hierarchielose Musik war die Musik des Ostens und der Wiedervereinigung. Damit war die Parade in diesem Jahr auch das Zeichen davon. Das hat man gemerkt.

Das Jahr darauf fing es dann an, dass die Parade kommerzieller betrachtet wurde: Clubs haben gemerkt, sie nehmen so viel ein, dass sie ein Jahr davon leben können. Berlin hat gemerkt, dass dann die Hotels ausgebucht werden, unter anderem weil die ganzen DJs nach Berlin kommen. Es wurde immer kommerzieller – insbesondere ab 94. Ich habe dann auch aufgehört, weil mir das zu groß, zu kommerziell und zu mainstreamig wurde.

Hat sich die exzentrische Kleidung, die du für die unterschiedlichen Berliner Szenen skizziert hast, auch auf die Parade ausgewirkt?

Zuerst komischerweise gar nicht. Bei der ersten Love Parade war ich enttäuscht. Ich hatte allen gesagt, sie sollen sich bunt anziehen. Aber es haben bei der ersten Parade nur die mitgemacht, die von dieser Musik begeistert waren und sich getraut haben, mitzulaufen. Man hat bei Techno auch von Anfang an gemerkt, dass man sich gemütliche Sachen anziehen muss, wenn man bis früh tanzen will. Und darum ging es ja. Also T-Shirts, Hosen und Turnschuhe. Und da ist dieses ganze Exzentrische weggefallen. Das heißt, die meisten hatten dann lockere Sachen an. Auch die Frauen haben sich nicht mehr geschminkt. »Natürlicher Look« wurde populär. Auch in den schwulen Clubs änderte sich die Mode – die wurde irgendwie militärischer, weniger kitschig.

Auf der ersten Parade hatte ich einigen meiner Freundinnen Bescheid gegeben, dass sie ihre Mode und ein paar Models mitbringen sollen, um sicher zu sein, dass auch ein paar Leute »kostümiert« sind. Ich hatte viele Plastikblumen mitgebracht und hatte einigen von meinen Models Bescheid gesagt. Aber wir waren tatsächlich die einzigen, die exzentrischer angezogen waren. Die anderen waren wirklich extremst langweilig gekleidet – mit alten T-Shirts, Hosen und so.

Und ich habe in den Folgejahren dann so viel getan, wie ich konnte – also zum Beispiel für die unterschiedlichen Clubs Sachen genäht, die die getragen haben – und dann entstand halt dieser typische Techno-Look. Womit ich nicht sagen will, dass der auf meiner Mode aufgebaut hat. Aber ich war zumindest eine der ersten, in Berlin zumindest, die versucht hat, unseren ursprünglichen Rio-de-Janeiro-Parade-Gedanken in Bezug auf Farbe und Opulence in der Kleidung auf die Straßen zu bringen.

War der neue Techno-Look eher geschlechtlich binär – oder egalitär, wie zuvor der exzentrische?

Es war ein total geschlechtsloser Look. Er war androgyn. Alle haben im Prinzip das Gleiche getragen. Die Schwulenszene war schon eine sehr große Szene innerhalb der Technoszene, gerade weil es ja so sehr um Tanzen ging. Vor 89 sind Motte und ich sehr gern ins *SchwuZ* gegangen, weil es da die besten Partys und die beste Musik zum Tanzen gab. Und das waren dann meistens so 70er-Jahre-Partys, wo sich dann alle so »kostümiert« haben. Die Freude an exzentrischer Kleidung war in Berlin schon sehr stark. Und mit den ersten Technoclubs – der *Turbine Rosenheim* und dem *Ufo* – ist das komplett weggefallen. Alle haben das Gleiche getragen, alle haben die Haare runterhängen gelassen, alle haben geschwitzt, alle haben Ecstasy genommen. Ich kann nicht genau sagen, wie es heute ist. Aber damals war es schon sehr offen und auch gender-gemischt.

Wie hat sich das auf deine Musik ausgewirkt? Und welche Veränderungen nimmst du heute wahr?

Seit etwa 1995 hat mich Techno nicht mehr interessiert. Es hat mir das Instrument gefehlt, die Melodie gefehlt und es war mir zu hart und repetitiv. Heute mache ich, mit Alexander Hacke zusammen – hacke-depicciotto –, im Prinzip eine Mischung aus Sprache, Geige und ungewöhnlichen Instrumenten. Alexander ist ja Bassist der Einstürzenden Neubauten und da kommt dann dieses ganze Perkussive rein. Wir nennen das immer *Cinematic Drone* – Musik, die man im Prinzip auch als Filmmusik benutzen kann. Eine Mischung aus meinem klassischen Hintergrund und dem anarchistischen Hintergrund von Alexander. Mit Techno hat es nichts mehr zu tun, auch wenn ich auch elektronische Elemente mit aufnehme.

Das Exzentrische, das ich – aber auch Motte – so mochten, ist insgesamt verschwunden. Nicht nur im Techno. Mit den Renovierungen und der

Gentrifizierung ist das alles glatt und gerade und, meiner Meinung nach, leer geworden.

Ich hatte zeitweise in Berlin nichts mehr, was mich emotional glücklich gemacht hat. Und daher dachten Alexander und ich, wir gucken mal, ob es das irgendwo anders auf der Welt gibt. Und das haben wir zehn Jahre lange gemacht. Und der Ort, der mich tatsächlich am meisten an Berlin erinnert hat, war in Neuseeland. Da gibt es im Süden eine Stadt, die genauso ist, wie Berlin in den 80ern – genauso arm, genauso riesige Fabriketagen und genauso mit trans Leuten in Ballkleidern auf der Straße. Da gibt es gar nicht mal eine Schwulen- und Lesbenszene, weil das so integriert in dem Ganzen ist.

Das war uns aber zu weit weg. Aber so ab 2017 merke ich, dass sich Berlin verändert, dass Leute gegen die Gentrifizierung ankämpfen. Und gleichzeitig wurde die trans Szene wieder stärker. International sowieso, aber auch in Berlin. Die neue Generation hat diese genderübergreifende Haltung, die ich super finde. Da fühl ich mich wohl. Ich mache ja viele Veranstaltungen, auch Ausstellungen, und merke dabei, dass die neue Generation tatsächlich wieder anders ist, der in den 80ern ähnlich. Damit gefällt mir Berlin wieder besser. Es wird wieder politischer, es gibt wieder dieses trotzig-aufmüpfige und diese, in jeder Hinsicht, Grenzen aufhebende Haltung. Heute ist es zudem viel internationaler – das hatte mir zuvor in Berlin gefehlt, bis auf ein paar Expats (Amerikaner*innen). Das erinnert mich heute an New York, das schon damals viel internationaler war als Berlin in den 80ern.

Feministisch finde ich aber, ist heute einiges rückläufiger: Dieses Stolze und Selbstbewusste gibt es weniger. Jüngere sind dermaßen von der Industrie manipuliert, im Hinblick auf Schönheitsideale, die Figur, Liftings. Das hat uns in dem Selbstbewusstsein, uns selber als Frau zu akzeptieren, zurückgeworfen. Da waren wir in den 80er Jahren weiter.



Psychosozial-Verlag

Salih Alexander Wolter

Das Sternbild des Matrosen lesen Schwules Leben – schwule Literatur



2020 · 122 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3012-2

»Warum sollte man schwule Literatur (wieder) lesen? Die im Band versammelten Aufsätze von Salih Alexander Wolter machen das klar – und laden zur Beschäftigung mit Literatur ein.«

Prof. Dr. Heinz-Jürgen Voß

Salih Alexander Wolter stellt schwule Literatur vor: von changierenden Identitäten bei »Klassikern« von Jean Genet, Juan Goytisolo und Hubert Fichte bis hin zu zeitgenössischen Perspektiven von Perihan Mağden und küçük isken-der. Er geht auf die realen Umstände ein, die das Schreiben der Autor*innen prägten und inspirierten, und zeigt, dass sich in ihren Arbeiten und Biografien gleichzeitig auch immer die gerade aktuellen gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen spiegeln. Schwule Literatur beeinflusst schwulen Aktivismus, schwuler Aktivismus beeinflusst schwule Literatur – die Beschäftigung mit ihr ist eine leidenschaftliche Angelegenheit und unterstützt zugleich eine reflektierte politische Haltung.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de



Heinz-Jürgen Voß, Michaela Katzer (Hg.)

**Geschlechtliche und sexuelle
Selbstbestimmung durch Kunst und Medien**
Neue Zugänge zur Sexuellen Bildung



2019 · 382 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-2858-7

Kunst und Medien haben einen Anteil an gesellschaftlichen Veränderungen und an Konzeptionen einer gerechten Gesellschaft, gerade im Kontext von Aktivismus. Mit dem Aufkommen des Internets und der sozialen Medien scheinen sich die (Inter-)Aktionsräume zu weiten: prozesshaft und dynamisch, demokratisch und weltweit zugänglich, international und Grenzen überwindend. Doch wie sehen die Möglichkeiten der Kunst genau aus?

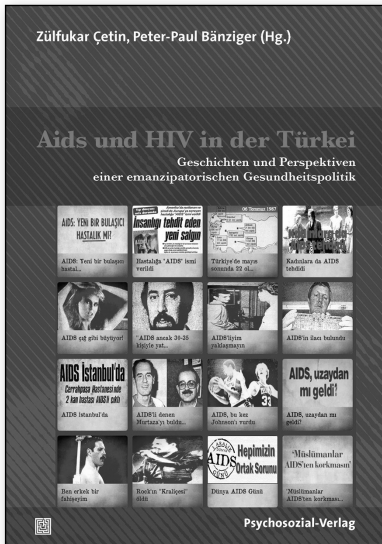
Die Autor*innen widmen sich Fragen gesellschaftlicher Repräsentation und der Auseinandersetzung mit Macht und Herrschaft in künstlerischen Prozessen. Den Fokus legen sie dabei auf gesellschaftliche Aushandlungen um Geschlecht und Sexualität, wie sie aktuell insbesondere in der Bundesrepublik Deutschland stattfinden – auch in Überschneidung mit weiteren Herrschaftskategorien. Sie untersuchen, wie Fragen um Selbstbestimmung und Gewalt in künstlerischen Projekten aufgenommen werden und wie Kultur und Medien Bestandteile von Bildungsprozessen sein können. Ihren theoretischen Zugang veranschaulichen sie bildlich anhand zahlreicher künstlerischer Arbeiten in Farbe.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de



Zülfukar Çetin, Peter-Paul Bänziger (Hg.)

Aids und HIV in der Türkei Geschichten und Perspektiven einer emanzipatorischen Gesundheitspolitik



2019 · 305 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-2826-6

HIV-Infektionen haben in der Türkei erst in jüngster Zeit in besorgniserregendem Ausmaß zugenommen. Dennoch formierte sich schon früh eine heterogene Bewegung aus kritischen Ärzt*innen, Vertreter*innen marginalisierter Gruppen und Menschen mit HIV, die sich für die Sensibilisierung der Bevölkerung und von staatlichen Institutionen einsetzten oder als direkt Betroffene die Stimme erhoben. Zülfukar Çetin und Peter-Paul Bänziger dokumentieren anhand von Interviews die Geschichte dieser Menschen – ihre Trauer und Wut, ihre Kämpfe, ihre Erfolge und Misserfolge.

Die Interviewten geben einen fundierten und vielseitigen Einblick in die Geschichte von Sexualität und Gesundheit in der Türkei von den 1980er Jahren bis zur Gegenwart. Sie zeigen auf, wie der Einfluss sozialer Bewegungen zu einem Wandel in der Gesundheitspolitik beitrug. Es entsteht ein komplexes Bild eines Landes, in dessen Wahrnehmung heute Polarisierungen dominieren.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

In Westberlin war immer mehr möglich – gerade in Sachen Geschlecht und Sexualität. Auch Sperrstunden und Sperrbezirke, wie in der BRD üblich, gab es hier nicht. Die interkulturell offene Stadt hatte nicht nur für Dienstreisende einen besonderen Reiz, sie war auch geprägt von alliierten Soldat*innen und von Gastarbeiter*innen. Junge Männer, die vor der Bundeswehr flohen, suchten hier Zuflucht – genau wie Menschen, die eine ausgemergelte Großstadt mit einer alternativen Kultur wollten.

Die Autor*innen eröffnen Einblicke in den Charakter dieser besonderen Stadt, wobei sie auf das Geschlechtliche und Sexuelle fokussieren. Texte und künstlerische Arbeiten fügen sich zu einem Gesamtbild, in dem individuelle Lebensentscheidungen ebenso Raum finden wie trans*, lesbischer und schwuler Aktivismus.

Mit Beiträgen von Gülşen Aktaş, Bilbo Calvez, Gêrôme Castell, Jayne County, Danielle de Picciotto, Nora Eckert, Egmont Fassbinder, Carolyn Gammon, Cihangir Gümüştürkmen, Peter Hedenström, Manfred Herzer-Wigglesworth, İpek İpekçioğlu, Susann Kaiser, Manuela Kay, Wilfried Laule, Katharina Oguntöy, Jayrôme C. Robinet, Dieter Telge und Koray Yılmaz-Günay



Heinz-Jürgen Voß, Dr. phil., Dipl.-Biol., ist Professor für Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung an der Hochschule Merseburg. Er forscht und arbeitet praxisorientiert zur Förderung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung und zur Prävention sexualisierter Gewalt. In die durch Gentrifizierung geprägte Entwicklung des Berliner »Regenbogenkiezes« sowie in »Szene-Debatten« bringt er sich regelmäßig kritisch ein.

